



RICHARD



DUBELL

DIE SCHWARZEN
WASSER VON
SAN MARCO



HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

be
THRILLED

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Zitate

DRAMATIS PERSONAE

Prolog

Erster Tag

 Kapitel 1

 Kapitel 2

 Kapitel 3

Zweiter Tag

 Kapitel 1

 Kapitel 2

 Kapitel 3

 Kapitel 4

 Kapitel 5

 Kapitel 6

 Kapitel 7

 Kapitel 8

 Kapitel 9

 Kapitel 10

 Kapitel 11

 Kapitel 12

Dritter Tag

 Kapitel 1

 Kapitel 2

 Kapitel 3

 Kapitel 4

Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17

Vierter Tag

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11

Letzter Tag

Kapitel 1
Kapitel 2

Nachwort

Danksagung

Quellenangaben

Abbildungsverzeichnis

Über dieses Buch

Der Tuchhändler ermittelt in der Lagunenstadt

Venedig, 1478. Aus den trüben Wassern der Lagune wird die Leiche eines Kindes geborgen - vor den Augen des deutschen Tuchhändlers Peter Bernward. Bald darauf kommen zwei weitere Kinder ums Leben: Gassenjungen, die als Zeugen gesucht wurden. Wussten sie zu viel? Bernward beschließt, den wenigen Hinweisen nachzugehen. Dabei dringt er tief in das Räderwerk der Macht vor, mit der Venedig seit 400 Jahren den Handel in Europa kontrolliert - und gerät in ein Netz aus Verbrechen und Intrigen, das die dunkle Seite der Stadt offenbart ...

Über den Autor

Richard Dübell, geboren 1962, lebt mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in Niederbayern und ist Träger des Kulturpreises der Stadt Landshut. Er zählt zu den beliebtesten deutschsprachigen Autoren historischer Romane. Seine Bücher standen auf der SPIEGEL-Bestsellerliste und wurden in 14 Sprachen übersetzt. Mehr Informationen über den Autor finden Sie auf seiner Homepage: www.duebell.de

RICHARD DÜBELL

Die schwarzen Wasser von San Marco



be 
THRILLED

beTHRILLED

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2002 by Richard Dübell, München
Published by arrangement with Michael Meller
Literary Agency, München

Copyright © 2002/2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Claudia Alt

Umschlaggestaltung: U1berlin / Patrizia di Stefano unter Verwendung von
Motiven © shutterstock: photocell | JopsStock | LadyMary; © pixabay: Alois
Wonaschuetz

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5398-3

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Für Sarah und Mario

Cui bono?

Marcus Tullius Cicero

Wer die Leiter hält, ist so schuldig wie der Dieb.

Deutsches Sprichwort

DRAMATIS PERSONAE

Peter Bernward

*Der Kaufmann lässt sich nicht nach
Hause schicken*

Paolo Calendar

*Der Polizist muss sich zwischen
Pflichterfüllung und Gewissen entscheiden*

Jana Dlugosz

*Peters Gefährtin geht einen Weg
für zwei ganz allein*

Leonardo Falier

*Der Zehnerrat kennt jedes Rädchen
in der Mechanik der Macht*

Barberro

*Der Sklavenhändler versucht
einer geschäftlichen Vereinbarung nachzukommen*

Fiuzetta

*Die junge Kurtisane sieht keine
Zukunft für sich*

Enrico Dandolo

*Ein bankrotter Kaufmann sucht nach seinem
Schutzbefohlenen*

Andrea Dandolo
Der junge Novize
steht vor dem Wiedereintritt in die Welt

Michael und Clara Manfridus
Herbergswirte

Moro
Manfridus' Haussklave

Caterina, Fratellino, Maladente, Ventrecuoio
Gassenratten

Doge Giovanni Mocenigo
(historisch)

Rara de Jadra
(historisch)

Heinrich Chaldenbergen
(historisch)

Er wusste nicht, wie lange er schon am Ufer stand.

Es war nicht von Bedeutung. Nur eines zählte: das Unglück, das er über seine Familie gebracht hatte.

Das Wasser, das mit trägen Bewegungen gegen das Schilf schlug, war beinahe klar; nur der Sand, den die Wellen vom Grund hoben und der zwischen den Klingen der Schilfhalme schwebte, trübte es leicht. Es roch nach Salz, sterbenden Pflanzen und totem Getier, kaum anders, als wenn man in der Abenddämmerung am Arsenal entlangging und eine von San Michele her wehende Brise den Geruch nach heißem Pech, geschnittenem Holz und fauligem Brackwasser in die Gassen der Stadt verdrängte. Doch das Arsenal war weit entfernt, südwärts, durch das Kanalgewirr von Murano - zwei oder drei Stunden für den geschickten Ruderer einer gondola und weitaus länger für jemanden mit einem schwerfälligen sàndolo.

Was ihn betraf, hätte das Arsenal am anderen Ende der Welt sein können und die Stadt mit ihm.

Halb im Schilf versteckt, unter den tief hängenden Ästen einer

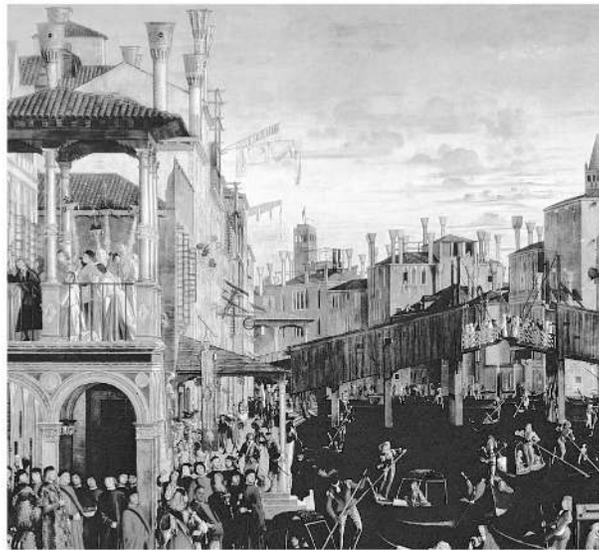
Weide, lag der sàndolo, mit dem er hergekommen war. Libellen tanzten darüber und schossen mit pfeilschnellen Bewegungen über den lang gezogenen Rumpf, landeten und starteten auf den gekreuzten Rudergriffen. Durch den Spalt im Boden des Boots drang langsam Wasser ein. Noch

lag es nicht viel tiefer, aber die Axt, mit der er das Leck in das Boot geschlagen hatte, war bereits versunken.

Er starrte in die Bucht hinaus und dachte an seine Schwäche, daran, dass das alles nicht passiert wäre, wenn er nur einmal versucht hätte, seine Gefühle zu beherrschen.

Das Wasser erwartete ihn.

Erster Tag



1

Der schwarze Sklave, das Faktotum in Michael Manfridus' Herberge, eilte herein und flüsterte seinem Herrn etwas ins Ohr. Manfridus erbleichte und warf Enrico Dandolo einen betroffenen Blick zu, und ich ahnte, dass alle Ratschläge, die ich ihnen hätte geben können, vergeblich gewesen wären.

Die Ratschläge, wie Enrico Dandolo seinen seit zwei Tagen verschwundenen Neffen Pegno wiederfinden könnte.

Moro, der schwarze Sklave, richtete sich auf und stürzte wieder hinaus, von Enrico Dandolo beunruhigt beobachtet. Dandolos Nervosität war ihm bereits anzumerken gewesen, als wir einander vorgestellt worden waren, und das Erscheinen von Manfridus' Hausklaven hatte sie eher noch verstärkt. Michael Manfridus räusperte sich. Er sah mich verlegen an und wandte sich dann zögernd an Dandolo. Er hatte keine guten Neuigkeiten erfahren.

Als er schließlich in dem für mich nur schwer verständlichen venezianischen Dialekt, den er so gut beherrschte wie die Einwohner der Lagunenstadt, zu sprechen begann, weiteten sich Dandolos Augen, und er

sank in sich zusammen. Manfridus verzog das Gesicht voller Mitleid.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

Manfridus schob die Oberlippe vor. »Im Arsenal wurde vor etwa einer Stunde eine Leiche geborgen; Wachen haben sie im See San Daniele gefunden. Es handelt sich um einen Jungen.«

»Pegno«, sagte ich grimmig.

Manfridus zuckte unglücklich mit den Schultern. Dandolo starrte mit leerem Blick vor sich hin, doch dann raffte er sich auf. Er erhob sich von der Bank, sagte etwas zu Manfridus und wandte sich dann mir zu. Manfridus stand ebenfalls auf.

»Messèr Dandolo will sofort zum Arsenal und nachsehen, ob der Tote wirklich sein Neffe ist. Er fragt, ob Sie mitkommen.«

»Was kann ich schon tun? Ich weiß nicht mal, wie der Junge aussieht.«

»Messèr Dandolo hält große Stücke auf Sie. Ich komme ebenfalls mit und werde übersetzen.«

Dandolo hielt nur deshalb große Stücke auf mich, weil Manfridus ihm meine Person in den glühendsten Farben geschildert hatte. Der Mann hatte mich nie zuvor im Leben gesehen, Manfridus hingegen hatte jedes noch so entstellte Detail von Janas und meiner Verwicklung in den Aufstand gegen Lorenzo de' Medici in Florenz mit Begeisterung aufgenommen und Dandolo eine entsprechende Beschreibung von mir gegeben: Peter Bernward, der Aufklärer auch der verwickeltsten Fälle, der Mann, der Lorenzos Rachedurst die Stirn geboten hatte; überflüssig zu erwähnen, dass kaum etwas von dem, was in der deutschen Kolonie Venedigs über Jana und mich erzählt wurde, auch nur annähernd der Wahrheit entsprach. Doch nun war nicht der richtige Zeitpunkt, Manfridus und Dandolo darüber in Kenntnis zu setzen. Ich seufzte und stand ebenfalls auf.

Dandolo brachte ein dankbares Lächeln zustande, das die dunklen Ringe unter seinen Augen und die Fahlheit seines Gesichts noch betonte.

»*Sono lo zio*«, sagte er langsam und faltete die Hände.
»*Sono com' un altro papa. Sono responsabile. Sono disperato.*«

»Er sagt, er ist ...«, begann Manfridus.

»Ich habe ihn schon verstanden.«

Dandolo nahm seinen gestreiften Stoffhut, dessen Farben mit seinem Gewand und der gefältelten Tunika harmonierten, und drückte ihn an seine Brust. Er war entweder rettungslos eitel, oder er hatte sich für das Treffen mit mir besonders zurechtgemacht; er war eine elegante, vor Geschmeide funkelnde Erscheinung, schwarz und rosafarben. Ich konnte beides nicht leiden. An seiner Hüfte blitzte das Gehänge eines Schmuckdolchs mit den Ringen an seinen Fingern und der Kette um seinen Hals um die Wette. Er atmete tief ein und schritt dann zur Tür von Manfridus' Schankstube. Manfridus rief nach jemandem von seinem Gesinde.

»Sollte Jana erwachen, lassen Sie ihr bitte ausrichten, wo ich bin«, bat ich ihn. »Ich möchte nicht, dass sie sich Sorgen macht.«

Manfridus nickte und machte gleichzeitig ein schuldbewusstes Gesicht. »Das ist mir peinlich. Neben dem ganzen Unglück der Dandolos habe ich gar nicht mehr an Ihre Gefährtin gedacht. Wie geht es ihr jetzt? Meine Frau kümmert sich um sie, als wäre sie ihre Schwester, das kann ich Ihnen versichern.«

»Ich weiß es zu schätzen.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, wahrscheinlich hat die Reise sie erschöpft.«

»Natürlich.« Ich fragte mich, ob meine Erwiderung ebenso platt klang wie Manfridus' beruhigende Worte. Natürlich war ich besorgt. Wahrscheinlich hatten sich Manfridus' Gedanken bereits wieder dem näher liegenden

Unglück zugewandt, denn sein Gesicht wirkte verschlossen. Er war jemand, der irgendetwas tun musste, wenn ihn eine Situation beunruhigte. Ich kenne Männer, die Holz zu hacken beginnen, andere gehen in den Stall und striegeln ihr Pferd. Der untersetzte Manfridus gehörte zu denjenigen, die ihren Mund in Tätigkeit versetzen: Er fischte eine Nuss vom letzten Jahr aus einer Tasche, knackte sie umständlich und begann dann, hastig darauf herumzukauen.

»Armer Junge«, seufzte er. »Ich hoffe bloß, dass nicht er es ist, den sie im Arsenal gefunden haben.«

Ich wies auf Dandolo, der draußen in das nachmittägliche Sonnenlicht blinzelte und den Hut auf den Kopf stülpte. »Er jedenfalls glaubt es schon.«

Enrico Dandolo eilte uns voran; die Schritte seiner schmalen, spitzen Schnabelschuhe klapperten auf dem Kopfsteinpflaster und trugen ihren Teil bei zu dem Lärm, der in der Stadt widerhallte. Venedigs Gassen waren zu jeder Tageszeit voller Menschen. Das Fehlen der Ochsenkarren und der Fuhrwerke, hoch beladen mit Heu, Holz oder Lebensmitteln, war wohltuend – die Venezianer lieferten einen großen Teil ihrer Vorräte über die schiffbaren Kanäle an, deren Netzwerk beinahe vor jedes Haus führte. Die Stadt wirkte deshalb jedoch nicht weniger bevölkert. Die Gassen waren so eng, als wären sie lediglich ein Vorwand für die städtebauliche Notwendigkeit gewesen, festen Boden aufzuschütten, um die ersten Häuser zu errichten. Diese wandten demnach auch ihre Prachtseiten dem Wasser zu und kehrten ihre abweisenden rückwärtigen Mauern gegen das Volk, das durch die Gassen lief.

Michael Manfridus' Herberge – nicht die einzige der Stadt, deren Besitzer aus dem Deutschen Reich stammte, aber sicher eine der besten – lag im Stadtsechstel von Cannareggio, ein paar Schritte von einem kleinen Platz mit

einer altertümlichen Kirche entfernt, die den heiligen Aposteln gewidmet war, abseits vom Hauptstrom der Passanten. Von seinem Haus war es nicht mehr weit zu der mächtigen hölzernen Zugbrücke, die als einzige über den Canàl Grande führte. Der große Kanal wand sich als flussbreiter Wasserweg durch das Herz der Stadt, ein elegant geschwungener Schnitt mit zwei engen Kehren, in denen die *sestieri* San Polo und San Marco lagen, das beliebteste Wohnviertel und das politische Machtzentrum der Venezianer. San Polo schmiegte sich in die Westkehre des Kanals und wandte sich dem Festland zu, während San Marco in der engeren Ostkehre lag und damit auf die Lagune und das offene Meer führte. Selbst mir, der Venedig vor diesem Besuch nur einmal gesehen hatte, war die Symbolik klar.

Über tiefer gehende Kenntnisse der Stadt und ihrer Geografie verfügte ich nicht; ich wusste lediglich, dass Cannareggio nördlich von San Polo und San Marco lag und im Vergleich zu diesen beiden *sestieri* zu den eher stillen und bescheideneren Gegenden zählte. Mein - unser - erster Besuch in der Lagune hatte vor nur wenigen Wochen stattgefunden. Nun war es kurz nach Pfingsten. Unser erster Aufenthalt hätte der Abschluss von Janas fast dreijähriger Reise durch das Heilige Römische Reich sein sollen, wenn sie nicht die Botschaft vom Tod ihres Vaters überrascht hätte. Der Tod von Karol Dlugosz machte Jana zur Erbin des reichen Handelshauses Dlugosz, und ihre Vettern legten ihr in ihrer unverschämten Botschaft nahe, zurückzukehren und die Verantwortung in die Hände eines männlichen Verwandten zu legen. Selbstverständlich war Jana einer anderen Strategie gefolgt und hatte sofort einen Geschäftsabschluss geplant, der den Reichtum ihres Hauses für die nächsten Generationen hätte sichern sollen - wenn uns nicht der Aufstand der Familie Pazzi in Florenz dazwischengekommen wäre und ich nicht all meine Anstrengungen darauf hätte konzentrieren müssen, Janas

Verurteilung wegen einer Beteiligung an dieser Verschwörung zu verhindern und den Schuldigen zu finden, der sie als Sündenbock vorgeschoben hatte.

Nun waren wir ein zweites Mal hier - ungeplant, von Janas plötzlicher Erkrankung zu einem Aufenthalt gezwungen, der weder ihr noch mir sonderlich gelegen kam. Vor zwei Tagen waren wir abends in Manfridus' Herberge eingetroffen, und der Herbergswirt, bei dem wir während unseres ersten Aufenthalts in Venedig darauf gewartet hatten, dass sich für uns die Teilnahme an einer Reisegruppe ermöglichen würde, in deren Schutz wir nach Florenz hatten gelangen können, hatte uns überschwänglich willkommen geheißen. Er erkannte uns wieder, doch nicht nur das, er hatte die gewaltig aufgeblähten Schilderungen von der Verschwörung gegen Lorenzo de' Medici und Janas und meiner Rolle darin gehört und wähnte sich nun in Gegenwart einer bedeutenden Persönlichkeit, als er mir begeistert die Hand schüttelte.

Ich betrachtete ihn, während wir uns mit Enrico Dandolo durch das Gedränge schoben. Manfridus war ein Mann von gedrungener Statur, mit gewelltem Haar - dessen Ergrauen er mit den kosmetischen Färbetricks der Frauen eher erfolglos bekämpfte -, mit einem offenen Gesicht, unruhigen Händen und einem leicht hinkenden Gang durch eine lang verheilte Verletzung, und ich fragte mich einen Moment, ob wir nicht besser daran getan hätten, im Fondaco dei Tedeschi um Logis zu bitten.

Ich war undankbar. Clara Manfridus, die aus Mailand stammende Frau des Herbergswirts, hatte sich Janas sofort in einer rührenden Art und Weise angenommen und ließ sie kaum einen Moment aus den Augen. Julia, Janas Zofe, war am Vortag unaufhörlich mit geröteten Wangen und aufgelöstem Haar zwischen der Küche und dem leer stehenden Speicherraum unter dem Dach hin und her gelaufen, in dem Manfridus Jana, Julia und mich untergebracht hatte. Julia hatte Besorgungen erledigt, die

Clara Manfridus ihr zum Wohle Janas aufgetragen hatte, Tränke und Suppen nach ihren Rezepten zubereitet und kaum Zeit gefunden, auch nur für wenige Augenblicke auszuruhen. Im Fondaco wäre uns keine auch nur annähernd so beflissene Hilfe zuteil geworden.

Dandolo stieß mit einer Dienstmagd zusammen, die mit einem Korb weißer Laken um eine der abrupt auftauchenden Ecken trat und einer Gruppe sich angeregt unterhaltender Patrizier in dieselbe Richtung auswich wie Dandolo. Ich hörte, wie er sich wortreich entschuldigte und sich scheinbar anschickte, die verstreuten Laken aufheben zu helfen, bevor er weitereilte. Wir umrundeten die Frau, die mit wütendem Gefuchtel die anderen Passanten davon abzuhalten versuchte, in der engen Gasse über die Tücher zu laufen. Die meisten bemühten sich, rücksichtsvoll an ihr vorbeizugehen, doch es gab Fehltritte, und die aufgebrachte Dienstmagd kommentierte jeden von ihnen mit wütendem Schimpfen. In Sekundenschnelle entstand ein Auflauf, der den schmalen Durchlass vollends verstopfte. Dandolo drängelte sich weiter vorn mit neuerlichen Entschuldigungen durch ein Häuflein Männer, die stehen geblieben waren, um den Vorfall zu beobachten, und warf uns einen ungeduldigen Blick zu. Ich sah die Spitze des Campanile, der sich gegenüber dem Palazzo Ducale auf dem Markusplatz erhob, vor uns über die Dächer ragen.

»Wir gehen doch zum Markusplatz. Warum nehmen wir nicht eine der Hauptgassen?«, fragte ich Manfridus. »Wir kämen zweimal so schnell voran.«

»Das ist die Salizzada San Lio, die Hauptverbindung von der Rialto-Brücke zum Markusplatz.«

Wir wandten uns scharf nach Osten, bevor wir den großen Platz erreichten, in ein weiteres Gewirr von Gassen, Gässchen und kleinen Brücken, in dem die Betriebsamkeit etwas nachließ. Dandolo führte uns durch Seitengassen, die so eng waren, dass man die Hauswände mit

ausgestreckten Armen hätte berühren können – zuweilen sogar mit ausgestreckten Ellbogen. Sie waren kühl und so dunkel, dass einzig die Wasserlachen, die den Himmel hinter den hoch aufragenden Hauswänden widerspiegelten, sie ein wenig erhellten. Wir kamen auf einem der kleineren Plätze heraus, die man hier *campo* nannte, auf dem sich ein vollkommen eingerüsteter Bau erhob. Jemand ließ ein bereits vorhandenes Gebäude erneuern. Das Holz des Gerüsts war grau und silbern von der Seeluft geworden; der Bau zog sich offenbar schon über viele Jahre hin. Ein kleines Grüppchen von Nonnen schritt davor auf und ab und schien den nicht feststellbaren Baufortschritt zu inspizieren.

Dandolo führte uns um eine Ecke und dann um eine weitere – Abbiegungen, die man erst bemerkte, wenn der Vordermann abrupt um sie herum verschwand. Bis zu diesem Moment wirkte es, als liefe man in eine Sackgasse hinein, deren Wände, kaltrote Ziegel oder schmutzig grauer Stein, scheinbar zusammenrückten. Plötzlich standen wir auf der breiten gemauerten Uferpromenade, die beim Markusplatz begann und am Kanal von San Marco entlang nach Osten führte. Wir hatten den belebten Markusplatz umgangen, vor dem ein wahrer Wald von Schiffsmasten auf der Mündung des Canàl Grande in den Kanal von San Marco tanzte.

Nach der Kühle und dem dumpf-feuchten Geruch in den Gassen waren das Sonnenlicht und die leichte salzige Brise eine Wohltat. Die Nachmittagssonne glitzerte auf dem Kanal und wob Lichtreflexe um die Insel von San Giorgio Maggiore, deren prachtvolles Benediktinerkloster sich eine Viertelmeile entfernt gegenüber dem Markusplatz aus dem Wasser erhob. Dazwischen ankerten oder fuhren Wasserfahrzeuge in allen Größen und Arten: schreiend bunte *gondole*, mächtige Koggen sowie prachtvolle venezianische Galeeren, die mit ihren Ruderreihen über den Kanal glitten wie riesenhafte Insekten auf tausend

Beinen. Eine Reihe in einheitlichen Farben gestrichener *gondole* schwamm als plumpes Verkehrshindernis in all diesem Gewirr, ihre sonstige Eleganz verschenkt an die von ihnen gebildete Kette, über der ein quer über alle Boote hinweg gespanntes Tuch ein Familienwappen zur Schau stellte. Das Wappen war in den gleichen Farben wie die Gondeln gehalten, und wer die Prozession nicht wegen ihrer trügen Auffälligkeit im wimmelnden Schiffsverkehr beachtete, der wurde durch die gleichmäßigen, von den Bootsführern geschlagenen Trommeltakte auf sie aufmerksam gemacht.

Dandolo widmete dem Anblick keine Sekunde. Er wischte sich über die Stirn und trocknete sich die Hand gedankenlos an seiner Tunika ab, bevor er uns zunickte und gleichzeitig ostwärts wies. Der Kai beschrieb eine lang gezogene Kurve; Ladekräne und Speichertürme ragten in einiger Entfernung hinter den Häusern empor, Schiffe drängten sich im Wasser in ähnlicher Zahl wie vor dem Markusplatz, und über die Köpfe der Flanierenden hinweg sah ich, wie sich eine hölzerne Zugbrücke erhob.

»Das ist das Arsenal«, sagte Manfridus. »Nur, wie sollen wir hineinkommen?«

»Ist es denn nicht zugänglich?«

»Wo denken Sie hin? Das ist unmöglich. Das Arsenal ist das Herz der venezianischen Seemacht. Niemand kommt dort hinein, der nicht das Vertrauen des Senats oder wenigstens der *patroni dell'Arsenale* genießt.«

»Offenbar hat es ein kleiner Junge geschafft.«

»Und mit dem Leben bezahlt.«

Wir kamen gerade rechtzeitig. Die Zugbrücke führte über einen breiten Kanal, der in gerader Linie bis zu einem vergatterten Tor verlief. Das Tor selbst war eine mächtige Holzkonstruktion zwischen zwei gedrungenen Türmen, auf denen ich einige Wachen entdeckte, und versperrte den Kanal in seiner ganzen Breite. Am Ostufer des Kanals folgte

ein gepflasterter Weg seinem Verlauf bis zu dem Tor. Die Türme stellten lediglich die Endpunkte einer langen Mauer dar, die sich sowohl nach Westen wie nach Osten fortsetzte. Kurz vor dem Tor führte ein hoher Steg vom Uferweg wieder hinüber auf die andere Seite und zu einem kleinen Platz. Hier befand sich, bewacht von seinem schmucklosen Torbau, der Fußgängereingang zum Arsenal. Nachdem wir uns durch die widerwillig beiseite rückende Menge bis dorthin geschoben hatten, begann Enrico Dandolo mit dem halben Dutzend Männer zu diskutieren, die mit Schwertern und Speißen bewaffnet waren und dafür sorgten, dass keiner dem Tor zu nahe kam. Sie schüttelten ungerührt die Köpfe.

Dann jedoch traten drei weitere Männer aus dem Inneren des Arsenaus, die etwas mit einem Leintuch Verhülltes auf einem Brett zwischen sich trugen. Die Wächter machten den Weg frei; auch Dandolo wich zurück. Der Anführer der drei Männer sah sich um, als beunruhigte ihn der Auflauf vor dem Tor. Er war groß und schlank, hatte ein schmales, fein geschnittenes Gesicht und hielt sich auffallend gerade. Sein Haar begann zu ergrauen; es musste einmal von jenem Schwarz gewesen sein, das früh zum Erbleichen neigt. Ich schätzte ihn um zehn Jahre jünger als mich. Er war barhäuptig und trug schlichte, dunkle Kleidung, an der wenige Farben und gar kein Schmuck auffielen. Er bewegte sich mit unterdrückter Energie, schien konzentriert und wütend zugleich zu sein.

Dandolo fasste sich ein Herz und trat vor, wobei er sich bemühte, nicht zu dem Brett hinunterzusehen, das die beiden anderen Männer – ihrer Kleidung nach Wächter des Arsenaus wie die Burschen vor dem Tor – auf den Boden gelegt hatten. Was darauf lag, sah aus wie ein mit einem Tuch verhüllter Mensch. Es war ein Mensch. Es war die Leiche eines Jungen, der wahrscheinlich Pegno Dandolo hieß und von dem sein Onkel gehofft hatte, ihn durch meine klugen Ratschläge lebend wiederzufinden.

Der Mann mit den grau melierten Haaren wechselte ein paar Worte mit Dandolo, dann kniete er neben dem Leichnam nieder und forderte Dandolo auf, es ihm nachzutun. Der Kaufmann zögerte sichtlich. Ich erwartete fast, ihn einen Rat suchenden Blick in unsere Richtung werfen zu sehen, aber er schien Manfridus und mich vergessen zu haben. Schließlich sank er in die Knie wie ein Verurteilter, der den Schwertstreich des Scharfrichters erwartet.

Ein Teil des Tuches wurde zurückgeschlagen. Die Männer rings um uns stellten sich auf die Zehenspitzen, um etwas zu sehen. Ich selbst verzichtete auf den Anblick eines Gesichts, das zu einem Körper gehörte, der mindestens zwei Tage im Wasser gelegen hatte. Dandolo blickte auf das Brett hinunter, und seine Züge erstarrten.

2

Während wir alle um den Leichnam herumstanden, spürte ich plötzlich das wohl bekannte sachte Zupfen an der Börse, beinahe zu sanft, um wahrgenommen zu werden. Ich griff nach hinten, bekam ein dünnes Handgelenk zu fassen und zerrte den dazugehörigen Menschen hinter meinem Rücken hervor. Mein Fang quiekte erschrocken. Ich hatte einen Jungen erwischt; als ich die Hand hob, mit der ich sein Gelenk umfasst hielt, lösten sich seine Beine vom Boden, und er baumelte vor mir in der Luft. Er war höchstens halb so groß wie ich und wog weniger als ein Vogel. Er starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an.

»Lass den Unfug«, brummte ich, doch er begann schon zu zappeln und zu schreien: »*Perdona, messère, perdoname, perdoname!*«

Manfridus drehte sich überrascht um, und auch die anderen Umstehenden wandten sich uns zu. Ich stand da mit meiner kläglichen Beute, deren Füße noch immer nicht den Boden berührten. Die ersten grimmigen Mienen waren zu erkennen. Ein Beutelschneider, ein Dieb, und sein

potenzielles Opfer hatte ihn gefangen. Das neue Ereignis löste das alte ab, und Neugier verwandelte sich in Lust an der Gewalt. Ich hatte nicht nur einmal gesehen, was die wütende Menge mit einem ertappten Dieb anstellte, bevor die Stadtknechte Gelegenheit bekamen, ihn abzuführen.

Der Junge starrte vor Schmutz. Er trug ein vielfach durchlöchertes Hemd, das ihm kaum über die Knie reichte, und darüber ein Wams, das ehemals aus Samt gewesen und nun so zerschlissen war, dass seine bloße Oberfläche nur da und dort ein Fleckchen Samtstoff aufwies und eher an das Fell eines rüdigigen Hundes erinnerte. Mit Ausnahme von Hemd und Wams war er nackt. Seine Füße waren ohne Schuhe und so schwarz, als sei er damit durch ein Kohlenlager gelaufen. Ähnlich schmutzig waren seine Arme, die nur bis zu den Ellbogen von seinem Hemd bedeckt wurden. Seine Fingernägel waren lang und abgesplittert, mit Rändern wie die Grabeschaufeln eines Maulwurfs. In seinem Gesicht lagen verschiedene Schichten von Schweiß, Essensresten, Straßenschmutz und Tränen, vielfach übereinander gelagert und wie eingebrannt in die Haut, umrahmt von Haaren, die ihm steif vom Kopf abstanden. Er war höchstens zehn Jahre alt, viel zu klein für sein Alter, und sein Antlitz war das eines alten Mannes. Er roch säuerlich nach ungewaschenem Körper und durchdringend nach Angst. Ich stellte ihn auf den Boden zurück.

Der grauhaarige Mann wandte sich von Enrico Dandolo ab und schritt eilig herüber. Er musterte mich von oben bis unten. Der Junge drehte sich vorsichtig zu ihm um und zuckte zusammen, als sei er ihm bekannt. Der Mann betrachtete ihn mit steinernem Blick. Das Handgelenk des Jungen in meinem Griff fühlte sich so zerbrechlich an wie Glas. Ich ließ ihn los und trat beiseite.

»Verschwinde«, sagte ich, »mach schnell. *Sparisci, si?*«

Der Mann packte den Jungen am Genick, bevor dieser eine Bewegung machen konnte. Dann heftete er seinen

Blick auf mich. Seine Augen waren dunkelbraun und tief vor Zorn.

»Nicht so schnell«, sagte er zu meiner Überraschung nahezu akzentfrei. Michael Manfridus schob sich mit sorgenvoller Miene näher heran.

»Was wollen Sie von dem Kleinen?«, fragte ich.

»Das frage ich Sie.«

»Er hat versucht, mich um meine Börse zu erleichtern.«

»Keine große Überraschung.« Er schüttelte den Jungen, der erstarrt in seinem Griff hing wie ein Hase in der Pranke des Schlächters, und zischte ihm ein paar Brocken auf Venezianisch zu. Der Junge machte ein ängstliches Geräusch.

»Ich lege keinen Wert darauf, ihn verhaften zu lassen. Mir ist nichts abhanden gekommen.«

»Ich glaube nicht«, erwiderte der Mann mit kalter Förmlichkeit, »dass es in Ihrem Ermessen liegt, ob der Junge für seine Tat büßt oder nicht. Hier gelten die Gesetze der Serenissima, nicht die des Fondaco dei Tedeschi.«

»Herr Bernward ist nur auf der Durchreise«, kam Manfridus zu Hilfe und vergaß in seiner Aufregung, dass er mit dem Mann auch in seiner Muttersprache reden konnte.

»Er gehört nicht zum Fondaco.«

»Was ändert das?«

Der Junge versuchte die Hand abzuschütteln, was ihm beinahe gelang, doch der Grauhaarige fasste rasch nach. Sein Griff war nicht so fest gewesen, wie es den Anschein hatte. Er packte den Burschen an den knöchigen Schultern und drehte ihn zu sich herum; dann ging er in die Hocke, bis ihre Augen auf gleicher Höhe waren. Der Junge fixierte ihn und wurde unter dem Schmutz in seinem Gesicht sichtbar bleicher. Der Mann brachte seinen Mund nahe an das Ohr seines Gefangenen. Von der Ferne sah es aus, als würde ein Vater seinem Sohn eine gut gemeinte Lektion erteilen. Doch das Lächeln des Mannes war ohne Wärme. Der Junge wagte nicht, sich zu rühren.

»Der *tedesco* hat dich gerettet«, sagte der Mann so deutlich, dass selbst ich es verstand. »Für heute. Bedank dich bei ihm.«

Er richtete sich auf und ließ den Jungen los. Die Umstehenden, die unsere Auseinandersetzung verfolgt hatten, atmeten enttäuscht ein. Der Junge starrte von ihm zu mir. Ich trat beiseite, und er schoss an mir vorbei und rannte über den Platz, so schnell ihn seine dürren Beine trugen. Ich rieb meine Handflächen aneinander. Wo sie ihn berührt hatten, spürte ich eine feuchte, schweißige Schmutzschicht.

»Sie waren nicht halb so grob, wie Sie getan haben«, sagte ich.

Der Mann zuckte mit den Schultern und sah mich ohne Freundlichkeit an. »Morgen versucht er es bei einem anderen, übermorgen wird er erwischt und so verprügelt, dass er nicht mehr gehen kann; in einer Woche ist er entweder erschlagen, erstochen oder ertränkt worden.«

Er wandte sich ab und spähte zu Enrico Dandolo hinüber, der mit der Hand vor dem Mund und grünlichem Gesicht auf dem Boden kauerte. Mein Gegenüber straffte sich und kehrte zu ihm zurück, ohne mir noch einen Blick zu gönnen.

»Wer war das?«, fragte ich Manfridus.

»Einer von den Polizisten des Senats. Ich kenne seinen Namen nicht. Man muss die Sache ganz schön hoch hängen, wenn sich einer dieser Kerle einmischt. Im Allgemeinen ermitteln sie nur bei Hochverrat oder bei Dingen, die wichtige auswärtige Beziehungen betreffen. Das hier ist außergewöhnlich. Vielleicht liegt es daran, dass noch nie zuvor jemand ins Arsenal eingedrungen ist, selbst wenn er dafür sein Leben gelassen hat.«

»Die Polizisten sind nicht beliebt?«

Manfridus schüttelte den Kopf. »Der Volksmund nennt sie *inquisitori*. So benehmen sie sich auch; als hätten sie ihre Anweisungen direkt vom Papst und alle anderen seien

Ketzer. In den letzten Jahren hat man ihre Befugnisse ziemlich ausgeweitet.«

Dandolo richtete sich auf und taumelte zur Seite. Einer der Arsenalwächter fing ihn auf. Dandolos Brust hob und senkte sich, Tränen schimmerten in seinen Augen. Der Polizist sah ihn abwartend an.

»*Si*«, hörte ich Dandolo erstickt sagen. »*É mio nipote.*«

Der Polizist warf ihm ein paar Worte hin, die Dandolo zurückzucken ließen.

»Macht er ihm jetzt Vorwürfe, dass sein Neffe im geheimsten Bereich Venedigs ertrunken ist?«, fragte ich verärgert.

Manfridus schüttelte den Kopf. »Nein, er wollte von ihm wissen, woran er seinen Neffen erkannt hat. Die Leiche hat wohl kein Gesicht mehr – die Krebse und die Fische, Sie verstehen.« Er verstummte und kramte in seiner Tasche nach einer neuen Nuss. Er sah nicht weniger grün aus als kurz zuvor Dandolo.

Dieser stotterte empört; der Polizist schnitt ihm das Wort ab.

»Er will einen weiteren Zeugen haben, der den Toten identifiziert.«

Der Kaufmann breitete die Arme aus und schüttelte den Kopf. Er machte den Eindruck eines Mannes, dem Unrecht widerfahren ist und dem man es mit noch größerem Unrecht vergilt. Er warf einen Blick zu uns herüber und deutete auf mich. Der Polizist folgte seinem Fingerzeig und verzog das Gesicht, bevor er uns zu sich heranwinkte. Die Zuschauer bildeten eine Gasse, und Manfridus und ich stapften hinüber. Mit gewisser Erleichterung sah ich, wie sich einer der Wächter des Arsenal's bückte und das zerstörte Gesicht der Leiche wieder verhüllte.

»Messèr Dandolo hat den Toten als seinen Neffen erkannt«, erklärte der Polizist ohne Einleitung. »Er sagt, er wollte Sie damit beauftragen, nach ihm zu suchen.«